



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Ignaz von Döllinger

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bürgerlichen Gesetzbuches wenig Empfehlung zu verdienen. Dem § 92 des Entwurfes ist zu entnehmen, daß ein schriftlicher Vertrag als solcher schon dann rechtsgültig ist, wenn er von den vertragenden Teilen „eigenhändig unterschrieben oder mittelst gerichtlich oder notariell beglaubigten Handzeichens unterzeichnet“ ist. Es macht sich also auch ein des Lesens und Schreibens Unkundiger verbindlich, wenn er nur eine Urkunde unterkreuzt und dann dieses Handzeichen beglaubigt wird. Es kann dabei vorkommen, daß sich ein solcher Schriftunkundiger lediglich auf die Ehrlichkeit seines Vertragsgenossen verläßt und dann, wenn er es mit keinem Biedermann zu thun hat, auf die schändlichste Weise betrogen wird, wenn er etwas unterkreuzt, was ganz anders lautet, als er glaubt. Es ist doch klar, daß Schriftunkundige, da sie die Schriftzüge nicht zu erkennen vermögen, in dieser Hinsicht gleich den Blinden zu erachten sind, für die besondere Formen vorgeschrieben sind. Darum hat z. B. das preußische Allgemeine Landrecht die Bestimmung getroffen, daß der Schriftunkundige stets vor einer amtlichen Stelle das erklären muß, wozu er sich verpflichten will, und den Wortlaut seiner Erklärung sicher erfährt. Es ist mir unverständlich, weshalb der Entwurf diesen Schutz des Schwachen beseitigen will. Was könnten Wucherer mit dem § 92 alles anstiften! Von einem solchen Standpunkte aus wäre auch ein Wuchergesetz verwerflich. Dann könnte es bei dem Sage bewenden: Sehe jeder, wo er bleibe (auch der Blinde), und wer steht, daß er nicht falle! Und selbst für den Blinden sind in dem Entwurf die besondern schützenden Formen gefallen!

Ich glaube aber, daß die Zahl derer sich stetig vermehrt, die erkennt, daß unser aller Wohl und Wehe am letzten Ende davon abhängt, daß es unsrer Landwirtschaft wohlhergehe. Das sollten auch unsre freisinnigen Hypothekengläubiger bedenken und nicht durch Unterstützung der Manchesterleute bei den Wahlen helfen, den Ast abzusägen, auf dem sie, was sie nur nicht wissen, selbst mitfäßen.



Ignaz von Döllinger



ie Auguste von Littrow-Bischoff Erinnerungen an Grillparzer und Gespräche mit ihm, wie Ilse Frapan Erinnerungen an Fr. Theodor Vischer, so hat nun auch eine hochgebildete Frau, Luise von Kobell (Frau Staatsrat von Eifenhart), Erinnerungen an einen dritten (freilich noch lange nicht den letzten) großen Junggesellen unsrer Litteratur, Ignaz von Döllinger, veröffentlicht (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1891) und sich damit ein

schönes Verdienst um die Kenntnis Döllingers als Menschen erworben. Daß gerade Frauen solche Bücher schreiben können, ist kein Zufall, sondern scheint uns in den Umständen selbst begründet zu sein. Frauen dürfen mit einem berühmten Gelehrten anders als Männer verkehren, vollends wenn diese Männer dem nachgewachsenen Geschlecht angehören. Mit Männern ist der Verkehr ein fachlicher; die Frage eines Mannes nach dem Privatleben und nach persönlichen Erfahrungen in der Vergangenheit empfindet der vielumschwärmte berühmte Mann leicht als Vorwitz, als Ausforschung und Ausholung, als Jagd nach biographischen Notizen. Mit Frauen verkehrt er aber nur als Privatmann, ihre Neugierde thut ihm wohl, mit ihnen spricht er leicht von Mutter und Schwestern. Auch als alter Mann, und da umso mehr, ist man Frauen gegenüber gern artig, schon um dem Vorwurfe der Greisenhaftigkeit vorzubeugen, vollends wenn man Junggeselle geblieben ist, wie Vischer, Grillparzer, Döllinger. Daher kommen Frauen leicht zu Mitteilungen und Beobachtungen, die einem Manne unerreichbar geblieben wären. Frau von Kobells Erinnerungen an Döllinger dürfen darum auch als eine wertvolle Quelle zur Kenntnis des Menschen in dem berühmten Theologen betrachtet werden. Sie hat das Glück gehabt, länger als zehn Jahre mit Döllinger in vertrautem Verkehre zu stehen. Beide gingen seit 1881 an jedem Freitag Nachmittag, auch bei schlechtem Wetter, im englischen Garten zu München spazieren, oft auch in Gesellschaft des Gatten der Erzählerin. Auch sonst sahen sie sich öfter. Döllinger war der gelehrten Dichtertochter, die eine Lebensbeschreibung Franz von Kobells verfaßt hatte, gern mit seinen Kenntnissen und mit seiner Bibliothek behilflich; man sah sich oft bei Tische entweder im eignen Hause oder an einem dritten, gemeinsam befreundeten Orte. So hatte Frau von Kobell Gelegenheit, sehr viel von Döllinger zu erfahren, und da sie ein gutes Gedächtnis zu haben scheint, so war sie imstande, sich alle Äußerungen des außerordentlichen Mannes wörtlich zu merken und aufzuzeichnen. Sie hat es mit großer Treue gethan, denn man hört seinen Stil deutlich heraus, und das verdient umso mehr Bewunderung, als Döllinger ein glänzender Plauderer war, der sich gern mittheilte und sein erstaunliches Wissen stets bei den geringsten Anlässen leicht und anmutig verrieth; es kann nicht leicht gewesen sein, sich alle seine geschichtlichen Erinnerungen und Beziehungen zu merken. Er springt beim Plaudern durch die entferntesten Zeiträume, reiht an eine Anekdote von Montesquieu eine Erinnerung an einen Papst, Erzählung und Betrachtung durchflechten sich, und sehr oft sind es ganz neue wissenschaftliche Gesichtspunkte, die er im heitern Plauderton eröffnet. Um nur folgen zu können, setzt das schon eine nicht gewöhnliche Bildung voraus, wenigstens die Fähigkeit, von der Höhe der Universalgeschichte Menschen und Ereignisse zu betrachten. Die außerordentliche Klarheit seiner Gedanken und die natürliche Geradheit seines Fühlens kommt allerdings dem Hörer zu gute. Daher kommt es, daß

die „Erinnerungen“ der Frau von Kobell bei allem Bestreben, den Menschen zu schildern, doch auch reich an wissenschaftlichen Anregungen sind, weil sie eben nicht so sehr Beobachtungen an Döllinger mitteilen, als seine stets gehaltvollen Äußerungen verzeichnen. Diese sind nach bestimmten Gruppen zwanglos geordnet und sollen das Verhältnis Döllingers zu Religion, Staat, Litteratur, Kunst und Politik beleuchten. Uns fesselt vor allem der Mensch Döllinger, den wir hier auf Grund der Kobellschen Erinnerungen zu skizziren versuchen wollen.

Frau von Kobell und andre weisen gern auf die innere Verwandtschaft Döllingers mit Dante hin, den er auch die ganze Zeit seines Lebens tief verehrt und geliebt hat; als ein Denkmal dieser begeisterten Liebe bezeichnet Frau von Kobell den schönen Text Döllingers zu den Umrissen, die Cornelius zu Dantes Paradies gezeichnet und veröffentlicht hat, und von dem sie am Schluß eine kleine Blumenlese mittheilt, weil er sehr selten geworden ist. Uns scheint in dem Charakter Döllingers, so viel man auch über die Ähnlichkeit der Schicksale reden mag, ein wesentlicher Zug Dantes zu fehlen: die Leidenschaft. Döllinger war von Haus aus eine beschaulich religiöse Natur. Seine Mutter, die Gattin des berühmten Physiologen und Anatomen Döllinger an der Würzburger Universität, war eine fromme Katholikin, die bei ihren fleißigen Kirchenbesuchen den geliebten Sohn mitnahm. Die Poesie der katholischen Kirche und ihres Kultes machte auf das Gemüt des empfänglichen Knaben einen tiefen Eindruck. Er fragte viel über theologische Dinge, der strenge Vater antwortete immer nur ausweichend: „Das weiß ich nicht“ oder „das weiß man nicht,“ und da — fährt Döllinger fort — „dachte ich mir schon als Knabe, wenn du die Theologie erlernst, wirst du vieles begreifen und verstehen und der Mutter Auskunft geben können. . . . Ich erwählte also diesen Stand, um zu ergründen, was möglich sei, und habe, wie Sokrates, den Trost, durch Fleiß und Mühe bis an die Grenze des menschlichen Wissens gedrungen zu sein, aber wie weit blieb ich hinter dem zurück, was ich zu erreichen hoffte.“ Es war ihm weniger darum zu thun, Geistlicher als Theologe zu werden; es war der Wissenstrieb, nicht der äußere Ehrgeiz, der ihn in diese Bahn brachte. Und in der That: Fanatiker, ein leidenschaftlicher Vertreter der *ecclesia militans* ist Döllinger nie geworden. Einmal sagte er zum Staatsrat von Eisenhart: „Sie haben Recht, daß ich ehemals den Ruf hatte, ein ultramontaner Politiker zu sein; aber eigentlich wurde ich dazu doch mehr von meinen Freunden geschoben, als daß ich es freiwillig ward. Zum Beispiel sträubte ich mich geradezu, in die Kammer der Abgeordneten zu treten. Der Minister Abel ließ jedoch keinen meiner Gegengründe gelten, ich mußte Kammermitglied werden und war wohl der einzige, der froh war, als König Ludwig I. meiner Kammerthätigkeit ein Ende setzte.“ Daraus sieht man, daß Döllingers richtige Gelehrtennatur ursprünglich nicht den geringsten Trieb zur Politik in sich spürte; er fühlte sich glücklich in der beschaulichen Forscherarbeit. Charak-

teristisch für diesen mehr geschobenen als schiebenden Nichtpolitiker ist auch das Erlebnis mit Professor von Schulte, das die Herausgeberin mitteilt. Schulte hatte in seinem 1886 veröffentlichten Buche über den Ultrakatholizismus einige Briefe veröffentlicht, die König Ludwig II. wegen der Erklärung Döllingers gegen das Unfehlbarkeitsdogma an diesen gerichtet hatte. Das veranlaßte Döllinger, in der „Allgemeinen Zeitung“ zu erklären, daß er an dem Abdruck dieser Briefe gänzlich unschuldig sei. Wie war aber Schulte in den Besitz der königlichen Briefe gekommen? Dies erzählt Döllinger so: „Justizrat von Schulte wohnte damals bei mir, wir besprachen sehr fleißig alles, was sich auf den Ultrakatholizismus bezog, und ließen uns gegenseitig die darauf bezüglichen Schreiben lesen. Schulte nahm des öftern die an mich gerichteten Briefe in sein Zimmer und machte sich, ohne daß ich es wußte, Abschriften von denselben. So auch von dem Schreiben des Königs Ludwig II. an mich. Ich war deshalb ganz erstaunt, als ich diese Briefe abgedruckt sah, und erhielt von Justizrat von Schulte die Erklärung, ich möchte doch seine Handlung entschuldigen, er habe hin und her überlegt, ob er mich wegen der Bekanntmachung der Briefe um Erlaubnis bitten solle oder nicht, die Sache aber kurzweg dahin entschieden, daß er, ohne zu fragen, nach Gutdünken handle, da ich ihm doch nur seine Bitte abschlagen würde, und die Wichtigkeit der Briefe für den Ultrakatholizismus seine Unbescheidenheit gänzlich entschuldige. Schulte ist etwas rücksichtslos, aber ich halte viel auf ihn, denn er gehört jedenfalls zu den vier bedeutendsten Theologen, die wir jetzt in Europa besitzen u. s. w.“ Schulte ist „etwas rücksichtslos“: diese gütige Wendung ist echt döllingerisch. Er hat nie in seinem Leben ein unruhiges Gewissen gehabt; die einzige schlaflose Nacht, die er zubrachte, war die, wo er den Entschluß faßte, sich nicht dem Dogma der Unfehlbarkeit zu unterwerfen, nicht etwa bloß, weil es den Ansprüchen der Vernunft ins Gesicht schlug, sondern weil es allen Überlieferungen der Kirche selbst widersprach. Da entschloß er sich zu seiner That. Aber sich an die Spitze der Gegenbewegung des Ultrakatholizismus zu stellen, entsprach nicht seinem Charakter, er wurde kein neuer Luther, obwohl Döllingers Verehrer gern dieses Wort gebrauchen. Frau von Kobell berichtet die denkwürdige Äußerung Döllingers: „Nun kann ich ja auch sagen, daß ich damals stark durch König Ludwig II. in Versuchung geführt wurde, da der Monarch meinte, ich könnte trotz der Exkommunikation fortfahren, die Messe zu lesen. Ich sagte dem König, ich dürfe dieses feineethalben nicht thun und auch meinethalben nicht, da eine derartige Auflehnung gegen Papst und Kirche zu traurigen und ernststen Konflikten führen müßte.“ Wenn Döllinger mit seiner Autorität jener „Versuchung“ des Königs erlegen wäre, dann wären die Folgen seines Auftretens allerdings kaum übersehbar gewesen. Aber er war ein Mann, der sich mehr zu den stillen Denkern Melanchthon und Erasmus, als zu dem Thatmenschen Luther und dem Gewaltmenschen Calvin hingezogen fühlte.

Döllinger war der gütigste und gefälligste Mensch, den man sich denken kann, er haßte niemand als die Jesuiten, die er durchschaute. Seltsamerweise sagt Frau von Kobell, er habe sie durch eine „schwarze Brille“ gesehen; vermutlich hat sie sagen wollen, er habe sie durch seine scharfe Brille schwarz gesehen. Selbst über den Münchner Erzbischof Scherr, der einst sein Schüler war und ihn 1870 Rom gehorchend exkommunizierte, ließ Döllinger nie ein böses Wort fallen. Im Privatverkehr fand man ihn stets hilfsbereit. Gelehrte wandten sich an ihn und seine ebenso reiche als auserlesene Bibliothek nie vergebens um Hilfe. Aus dem überquellenden Schatz seines Wissens streute er wissenschaftliche Anregungen nach allen Seiten hin aus. Seine Gefälligkeit ging so weit, daß er sogar Sammlern von Kuriositäten (z. B. Bücherzeichen) behilflich war. Anfragen um Aufklärung von Einzelheiten, z. B. einer mystischen Titelvignette, beantwortete er mit liebevollem Eingehen auf Kleinigkeiten. Reichlichen Gebrauch von dieser steten Hilfsbereitschaft machte König Ludwig II., der ihn namentlich zur Osterzeit mit religiösen Fragen überhäufte. Döllingers Herz war voll von wahrer Menschenliebe; er sprach sich u. a. für einen stärkern geselligen Schutz der Frauen gegen die Verführung der Männer aus. In frühern Jahren hatte er Pensionäre im Hause, und als der eine erkrankte, am Typhus, der für ansteckend gehalten wurde, ließ er ihn doch nicht aus seiner Wohnung ins Spital bringen, sondern pflegte ihn selbst. Seinen Dienstboten gegenüber war er von unendlicher Rücksicht, sie blieben auch Jahrzehnte lang bei ihm. Er konnte sich väterlich fürsorglich zu seinen jungen Nichten verhalten und Ratschläge über das Benehmen junger Mädchen erteilen. Er selbst war sehr nüchtern, er trank nicht und rauchte nicht, das Wirtshaus war ihm ein Greuel; aber seine Gäste fanden eine reichbesetzte Tafel bei ihm, an der zuweilen auch der Champagner nicht fehlte. Dabei war er von dem Gleichmute der Philosophen erfüllt. Einmal wurde eine Augenoperation an ihm vollzogen; bis unmittelbar vorher ließ er sich vorlesen, als stünde ihm nichts bevor, und kaum war die Operation vollzogen, so wurde die Vorlesung fortgesetzt. An seinen akademischen Vorträgen arbeitete er mit der größten Ruhe bis zur letzten Minute vor der Vorlesung, und wenn er die Kanzel bestieg, verriet nichts eine innere Erregung. Er war nichts weniger als ein Reichtümer und gab seinen Kollegen in der Akademie leicht nach, wenn es sich um die Wahl des Themas handelte. Seine einzige Leidenschaft (wenn man das Wort brauchen darf) waren Bücher. Als achtzehnjähriger Jüngling erhielt er einmal den Auftrag, eine Klosterbibliothek zu ordnen; niemand war glücklicher als er dabei, denn da konnte er doch einmal ordentlich wühlen in den Schätzen der Wissenschaft. Aber auch zu den Künsten stand er in vertrauten Beziehungen. Dem Maler Peter Heß gab er den Stoff zu seinen Bildern in der Bonifaziuskirche zu München; wenn ihm Gemälde gefielen, so sog er sie dermaßen in sich ein, daß er sie nach Jahren aufs anschaulichste

schildern konnte. Kaulbachs Peter Arbuez, der so viel Aufsehen machte, als der Papst diesen Inquisitor heilig sprach, wurde von seinem Aufsatz angeregt. Ebenso innig waren Döllingers Beziehungen zur Musik; er fehlte bei keinem Oratorienkonzert, Haydn, Mozart, Beethoven waren ihm wohlvertraut, obwohl er selbst kein Instrument spielte. Und vollends die großen Dichtungen der Weltliteratur kannte er auswendig: Ödipus, Faust, Don Quixote, Ivanhoe. Er hatte sich bis in seine alten Tage die Begeisterungsfähigkeit für große Menschen bewahrt, heroship, und tadelte sehr, daß sie unsrer Jugend fehle, im Zeitungswesen fand er einen großen Übelstand und die Ursache jenes Mangels, und er fügte hinzu: „Zum Beispiel Bismarck. Wie viel wird an ihm bekrittelt und gerüttelt, die großen Züge seines Lebens, seine hervorragendsten Verstandesanlagen, seine ursprüngliche, echt deutsche, mächtige Natur wird bald durch diesen, bald durch jenen angegriffen. Die Natur hat Bismarck aus einem Guß gegossen, er ist ein Prachtwerk an Patriotismus, aber wie viele der Presse angehörigen spritzen ätzende Säuren darauf und verstümmeln es in armseliger, mißgünstiger Weise, stellen Fehler ins Licht und ehrfurchtgebietende Fähigkeiten in Schatten. Die zeitunglesende Jugend sieht das Zerrbild, wägt auf der Wage der Journalisten das Gute und Schlechte ab und betrügt sich selbst um die Begeisterung für einen begeisterungswerten Mann.“ In seiner Jugend war Döllinger so ungelenk, daß er nicht tanzen konnte; ein Ball war ihm eine Dual, die er bald nied. Aber in seinem Alter pries er die Erziehung der englischen Jugend, weil sie so viel Sorgfalt auf die Kräftigung des Körpers verwendet, wie er überhaupt die englische Nation hochschätzte. Seine Freundschaft mit Gladstone hat hierin ihre Wurzeln. Dabei war er aber doch ein begeisterter Deutscher. Seine schneidige Haltung dem Papsttum gegenüber hat nicht den geringsten Grund darin, daß er in den Päpsten die Feinde Deutschlands erkannte. „Während in Frankreich trotz aller innern Streitigkeiten das Zusammenhalten gegen einen äußern Feind die Regel war — sagte er einmal, als man von Bismarck sprach —, hielten die Deutschen je nach ihrem persönlichen Interesse zum Feinde des deutschen Vaterlandes. Sie zerstückten die Kaiserwürde und schmälerten in ihrem Interesse des Kaisers Einkünfte in ganz unwürdiger Weise. Die Päpste aber setzten sich die Aufgabe, Deutschland dadurch zu schädigen, daß sie die Kaiserwahl statt der erblichen Kaisersuccession einführten. Es läßt sich fast das Jahr bestimmen, in welchem das Verhängnis über Deutschland hereinbrach. Dasselbe währte von 1097 oder 1099, wie ich mich entsinne, bis 1870.“

Aus alledem wird man sehen, daß uns Frau von Kobells Erinnerungen das Bild eines wahrhaft verehrungswürdigen Mannes vermitteln, eines Vorbildes der modernen Menschheit. Der alte Döllinger ist uns so lieb und wert, wie der alte Ranke, der von ihm nicht wenig bewundert wurde. Der alte Döllinger gehört in die herrliche Galerie jener erhabenen Alten, denen die deutsche

Gegenwart ihr Gepräge zu verdanken hat. Nicht von Anfang verkörperte Döllinger dieses Vorbild deutschen Menschentums; er wuchs vielmehr aus dem Katholizismus in redlicher Selbstbildungsarbeit allmählich heraus, er mußte lange ringen, um sich z. B. von den Vorurteilen gegen den Protestantismus, in denen er aufgewachsen war, zu befreien, um sich der Fessel der Autorität zu entreißen, die jeden katholischen Priester in den edelsten Organen unterbindet. Wie viel Arbeit hat es ihn gekostet, ehe er dahin gelangen konnte, zu sagen: „Es hat sich erwiesen, wie nachteilig die Unterdrückung des protestantischen Geistes und der protestantischen Geistlichkeit für die gute Sache des Christentums in Frankreich geworden ist“; wie hoch über die große Mehrzahl der katholischen Geistlichen stellt ihn der Ausspruch: „Die Zeiten sind besser geworden, und wir alle können Gott danken, im neunzehnten Jahrhundert leben zu dürfen. Wenn man an die heillosen Zeiten zurückdenkt, wo ein Papst Innocenz VIII., ein Alexander VI., ein Paul IV. herrschten, foltern und töten ließen, da schaudert man zurück vor den begangenen Grausamkeiten.“ Der Katholizismus hat sich selbst die größte Wunde geschlagen, als er diesen seinen erlauchtesten Vertreter aus seiner Gemeinschaft austieß.

Zum Schlusse wollen wir noch Döllingers Mitteilung seiner Audienz bei Pius IX. hierher setzen, die durch die Jahrhunderte leuchten wird, wie Luthers Besuch in Rom, die aber ihr eignes Kolorit hat. „Wissen Sie, was ich mir bei der Audienz beim Papst dachte? — Ich dachte: nie wieder. Schon das Zeremoniell mißfiel mir. Ich hatte die Audienz mit Theiner. Jeder Priester muß dreimal niederknien: im Vorzimmer, inmitten des Audienzimmers, endlich vor dem Papste, der einem seinen Fuß in weiß und goldgestickten Pantoffeln zum Kusse hinhält. Nach dieser Zeremonie erhoben wir uns, und Pius IX. sprach mit uns in etwas alltäglicher Weise, die Welt habe sich vor dem apostolischen Stuhl zu beugen, dann sei das Wohl der Menschheit gesichert, der Papst sei die höchste Obrigkeit, der alles unterthan sein müsse. Dann fragte er uns über dies und jenes und sprach weiter, ohne auf die Antwort zu warten, in einem geläufigen, aber ungewählten Französisch. Er war ein schöner Mann und imponierte den Frauen so sehr, daß sie vor ihm wie vor Gott auf den Knien lagen. Diesmal zeigte sich in seinem Gesichtsausdrucke schon bei unserm Eintritt etwas wie spöttische Neugierde: wie wird sich der deutsche Pedant mit unsern Zeremonien abfinden? Man hatte das Gefühl, dieser Papst könne bei Gelegenheit ein treffendes Bonmot machen, aber sich nicht zu einer selbständigen geistigen Denkart erheben. Und doch sagte er oft, er wolle etwas unternehmen, was kein anderer könnte, er wolle neue Dogmen in die Welt senden. Er hat die unbefleckte Empfängnis und die Unfehlbarkeit ins Leben gerufen.“

Wien

Moritz Necker